

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 13 (1972)
Heft: 10

Artikel: Das Auto als Vehikel zum Spott 2. Plädoyer gegen die Feudalpsychologie
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Auto als Vehikel zum Spott

Plädoyer gegen die Feudalpsychologie

Valerij Tarsis über Leonid Lichodejews Feuilleton-Roman
«Ich und mein Auto»

Wir haben in der letzten Nummer anhand von Lichodejews beissendem Spott sogar über ideologische Grundbegriffe gesehen, dass die literarische Zeitschrift «Nowyi Mir» trotz der zahlreichen redaktionellen Umbesetzungen der letzten Jahre immer noch nicht gleichgeschaltet ist. Heute befasst sich Valerij Tarsis mit der «nur» gesellschaftlichen Kritik dieser erstaunlichen Veröffentlichung. Aber die Aussage ist auch hier enorm. So erscheint hier eine rein hierarchische Schichtung der Gesellschaft in der UdSSR als allerselbstverständlichste Voraussetzung; an die Möglichkeit, dass die werktätigen Massen auch noch etwas zu sagen oder gar zu bestimmen hätten, wird nicht einmal gedacht. Wer im Westen die angebliche «Klassengesellschaft» verdammt, kann sich hier am sowjetischen Hauptbeispiel vor Augen führen lassen, dass ihre Abschaffung zum ungebrochenen Feudalismus geführt hat.

Dabei ist Lichodejews Satire durchaus eine konstruktive Kritik. Sie will der Bevölkerung helfen, wie es auf ihre eigene Weise auch die andersdenkende Opposition will.

Vergessen wir nicht, dass die sowjetischen Leser dauernd die Phrasen von der wissenschaftlich-technischen Revolution (quasi dank dem «Sozialismus») und von der «Notwendigkeit der Erhöhung der Arbeitsproduktivität» (zugunsten des «Sozialismus») vor Augen haben und dass damit Lichodejews Karikaturen der einzelnen Wirtschaftssparten eben den Leerlauf der Parteipropaganda dokumentieren.

Praktische Erwägungen für eine «Gesetzesverletzung zugunsten des Staates»

Der fähige Organisator Jakowlew, den wir schon kennengelernt haben, soll nun einen typischen Kolchos aus den roten Zahlen herauswirtschaften. Er wiegt den Muss-Plan gegen die Möglichkeiten freier Initiative ab:

«Es wächst hier kein Getreide und ist nie keins gewachsen; es ist vorteilhafter, es zu kaufen ... Dafür könnte ich Milch, Fleisch oder Altertümer liefern.» Jakowlew stellt sich nämlich vor, dass das auf seinem Kolchosboden gelegene alte Kloster eine erstklassige Touristenattraktion abgäbe, jedoch:

«Eine Konservenfabrik erlaubt man mir zu bauen, aber ein Touristenzentrum — ausgeschlossen ... Das Gesetz ... Eine Konservenfabrik ... ich habe nichts zu konservieren ... Hier würde ich das Gasthaus hinstellen, hier die Tankstelle ... Ein Denkmal der alten Zeit — ein goldener Boden ... Die Amerikaner werden kommen (...). Als Konservenfabrik getarnt, was? Wird man mich dafür einlochen, was meinst du?»

Sein Freund, der Anwalt Sorokin, wüsste auch diese «Gesetzesverletzung zugunsten des Staates» vorteilhaft darzustellen. Wenn Jakowlew seinen Plan tatsächlich verwirklichen will, braucht er jedenfalls Baumaterial und Geld. Und das bekommt man nicht. «Arbeit ohne Geld ist die reine Politik.»

Datscha, Baumaterial und Nebenerwerb

Ein weiterer Held illustriert diese Erkenntnis zusätzlich: der wohlstufierte Bürger Trofim Kartusenko (kartus = Schirmmütze), ein typischer Sowjetspiesser, wie es sie in der UdSSR zu Millionen gibt. Wie bringen sie es zu ihrem relativen Wohlstand? Zum Schein wird natürlich gearbeitet. «Auch Kartusow hatte gearbeitet, in

der Forstwirtschaft, in einem Sowchos, in einer Genossenschaft, und sich überall die Geneigtheit der Vorgesetzten erworben, weil ihm sein Kopf etwas wert war und er ihn nie unnötig riskierte.»

Die Arbeit jedoch bringt nur Groschen ein. Lichodejews Held findet einen Ausweg. Er lässt sich nicht in der Stadt registrieren, sondern erwirbt ein altes Häuschen in einem stadtnahen Dorf und setzt es mittels geklauten Baumaterials instand. Kaufen kann der Privatmann Baumaterial nicht; dafür wird es auf allen Baustellen gestohlen und kommt dann zu erschwinglichen Preisen auf den Schwarzmarkt. —

Ums Haus herum legt Kartusenko einen Garten an, stellt ein Ställchen auf, schafft eine Kuh, Ferkel und Hühner an, und im Sommer vermietet er seinen Wohnraum als Ferienwohnung. Im Umkreis der Städte liegen Tausende von Dörfern, und alle wimmeln in der Feriensaison — 4 Monate im Norden, 10 Monate im Süden — von Städtern; die Hausvermieter selbst leben derweil buchstäblich in Hühnerhäuschen.

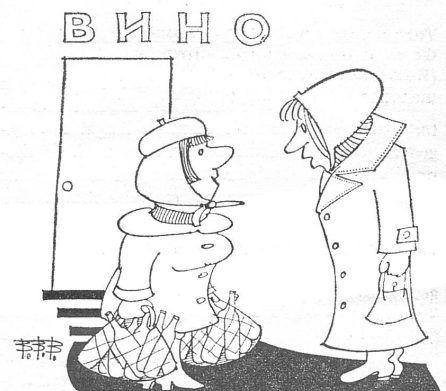
Jahrelang verbrachte ich die Ferien in Kudepsta am Schwarzen Meer. Mein Vermieter, ein Kolchosnik, verdiente nicht mehr als 500 alte Rubel im Jahr (das war noch in den fünfziger Jahren und entspricht 50 heutigen Rubeln); seine sechsköpfige Familie konnte er damit so drei Wochen halten. Von den Feriengästen jedoch liess sich schon leben ... 40 000 alte Rubel im Jahr (1000 im Monat pro Zimmer), dazu Früchte und Gemüse und Hühnchen aus eigener Produktion.

Wie mir ein im Gosplan angestellter Bekannter verriet, erreichten die Einnahmen der stadtnahen Bauern von Feriengästen schon Ende der fünfziger Jahre total etwa 12 Milliarden jährlich (also 1,2 Milliarden neue Rubel), und dies nur nach den ungefähren Angaben im Gosplan. Diese Summe wird fast nicht besteuert. Während die Datschen-Mieter um Moskau 3000 bis 4000 alte Rubel zahlten für die Saison, schlossen sie einen schriftlichen Vertrag über 200—300 alte Rubel ab. Die Finanzinspektoren bekommen selbstredend ein ansehnliches Bestechungssümmchen. Mein Vermieter steckte dem Inspektor jeden Monat 300 (alte) Rubel zu.

Kartusenko wurde Schritt um Schritt wohlhabender und kaufte sich nach den Schweinen und Hühnern sogar einen «Moskwitsch», fuhr ihn aber nicht selber, sondern verkaufte ihn an einen Spekulanten weiter und erstand für den Erlös

schon einen «Pobeda» — für den er allerdings ein paar Jahre in der Käuferschlange warten musste. Viele träumten von einem eigenen Wagen; die Spekulanten griffen bereitwillig tief in die Tasche, aber es wurden halt nur wenige Autos produziert. Recht ironisch schreibt Lichodejew: «Die Wünsche schwirrten im Gehirn herum, erstanden gleichsam aus den Träumen; aber um ein Auto zu machen, reichen Träume allein nicht aus. Da kommt nun einer in seinen Träumen bei einem Auto an, das noch gar nicht produziert ist, und muss mit unbefriedigtem Gehirn herumlaufen. Er möchte dieses Gehirn befriedigen, denn es surrt immer mehr und macht das autolose Leben unerträglich!»

Kartusenko verkaufte auch seinen «Pobeda» weiter, und zwar so, dass er schon einen «Wolga» und einen «Moskwitsch» kaufen konnte. Laut Gesetz ist der Verkauf von Autos durch Privatpersonen zwar verboten, denn die staatlichen Kommissionsgeschäfte haben das Monopol. Für ein Schmiergeld finden sich die Geschäftsleiter aber bereit, die Verkaufsformalitäten zu erledigen. Die georgischen Kolchosniki



Vor dem Weingeschäft: «Habt ihr Hochzeit?» — Nein, Handwerker.» («Ogonjok», Moskau)



«He, Chef, in welche Etage kommen die Möbel?» — «Ich zeig es euch!» («Ogonjok»)

zahlten gern den doppelten Preis für ein Auto. Einer sagte mir: «Ich fahre einen Wagen voll Mandarinen nach Moskau — und einen Wagen voll Geld zurück.»

Nur werden leider auch Autos gestohlen, zu Hunderten. Um dem vorzubeugen, fuhr Kartusenko seinen «Wolga» in den Kuhstall, hob davor einen Graben aus, pflanzte ein paar Pallen — denn er hatte ohnehin nicht im Sinn, mit dem Auto zu fahren. Und starb.

Im nachfolgenden Kapitel «Vom Verfasser» teilt Lichodejew mit, dass die Verwandten seiner Ex-Frau diese Datscha geerbt und an einen Typ weiterverkauft hatten, «der danach düsterte, im Sumpf des Privateigentums zu versinken... Wir entkamen diesem Sumpf, indem wir jenen schrecklichen Freiwilligen hineinstießen». Einen von Millionen Kartusenkos.

Unerwähnt bleibt bei Lichodejew allerdings, dass alle namhaften Parteifunktionäre, die arrierten Schriftsteller und die Minister usw. alle ihre eigenen Datschen haben, mitunter recht prunkvolle.

Verhandlung über Verkehrsunfall: Bringt das Gerücht auf, dass ein schwarzer Wolga (Regierungsauto) impliziert sein könnte, und das Gerücht ist lahmgelegt.

Indessen — die Repräsentanten der Macht kriegen ihren Teil ab, verschlüsselt zwar, doch für uns Zwischen-Zeilen-Leser erkennbar.

Gegen Ende des Romans findet der Prozess gegen die Autofahrerin Anjutka Simenjuk statt, die einen alten Fussgänger überfahren hat. Ihr Mann arbeitet im Forschungsinstitut, wo der geniale Erfinder Petuchow — des Autors Ex-Schwager — das Auto von übermorgen erfindet (während sein Bruder das Auto von morgen konstruiert: mit elektronischer Zündung, — aber zur Sicherheit wurde doch noch eine Kurbel zum Starten eingeplant). Bevor dieser Petuchow wieder einmal zu einem Kongress wegfiegt, beauftragt er seinen Stellvertreter Krot, sich Simenjuks Elend anzunehmen. «Roman Romanowitsch Krot dachte darüber nach, wie es ein rechter Stellvertreter tut... Er hielt die Aufträge des Chefs für heilig, und es war noch nie vorgekommen, dass er sie nicht bestens erfüllt hätte.»

Auf der Tüchtigkeit der Stellvertreter, die nicht so oft ausgewechselt wurden und werden wie die exponierten Chefs, hält sich die Wirtschaft noch so-so-lala...

Krot sieht sich den Tatort an und heckt einen unwiderlegbaren Tatbestand aus, den er mit zwei weiteren falschen Zeugen vor Gericht darlegt. Entlastungszeuge Nr. 2 ist sein befreundeter Architekt, der wiederum Jakowlew als Vertreter des werktätigen Bauernturns anwirbt. Die Gegenleistung: Er zeichnet ihm einen Grundriss des erfolgsträchtigen Klosters, und Krot verschafft ihm eine Partie armenischen Tuffstein. «Materialfonds liegen nicht auf der Strasse herum... Und Beziehungen hat dieser Instituts-Stellvertreter — die können für meine Wirtschaft noch mal nützlich werden.»

Und das Gericht? Lichodejew vermittelt eine fast überzeichnete Karikatur der Richterin Nina Stawlennikowa (stawlennik = Günstling, Protégé) — der Name weist darauf hin, dass sie nicht echt gewählt worden ist, sondern das Amt ihren Beziehungen verdankt.

Der Staatsanwalt merkt zwar, dass die drei neuen Entlastungszeugen mit einer Erfindung operieren, doch hat er sich von Krot bei einem Bestechungsversuch ertappen lassen und muss deshalb den Mund halten. Die Erfindung besteht in einem schwarzen «Wolga», der bei Rotlicht um die Ecke gebräust gekommen sei und der armen Anjutka die Sicht auf den Fussgänger verdeckt habe — wer möchte das Gegenteil beweisen, wer wagte es, diese Möglichkeit anzuzweifeln? Regierungsautos — und ein solches ist hier impliziert — haben in der Sowjetunion wie die Erste-Hilfe-Wagen das Recht, Verkehrsregeln zu verletzen.

Als unfreiwilliger Mitspieler setzt Anwalt Sorokin der Krotischen Erfindung noch die Knone auf. In seinem Plädoyer stellt er den Fall in den «gesellschaftlichen» Zusammenhang, malt das Auto als Massenverkehrsmittel der nahen Zukunft: Sie wissen ja, dass die Entwicklung des Automobils eine der vordringlichen Aufgaben unserer Gesellschaft darstellt. Die Zeiten der Kutscher sind unwiderruflich vorbei; die feudalistische Kutscherpsychologie muss der demokratischen Unterordnung unter die Verkehrsregeln weichen. Während die Entlastungszeugen Vertreter und Träger dieser notwendigen Entwicklung sind, argumentieren die Belastungszeugen als autophobe Fussgänger von gestern.

«Wir mögen das Opfer bedauern», konzediert Sorokin. «Doch wir müssen verstehen, dass unter den Bedingungen der zeitgenössischen Gesellschaft die Verkehrsampeln für alle da sind — sowohl für die Fussgänger, wie dieser unglückliche alte Mann einer war, und für die disziplinierten Autofahrer wie meine Mandantin, und für jene, die noch heute über eine Kutscherpsychologie verfügen, wie dies mit dem Auto der Fall war, das die Sicht verdeckt und zur tatsächlichen Ursache der Tragödie wurde...»

Eine Brücke zwischen Sowjetliteratur und Samisdat?

Der Anwalt hält hier ein Plädoyer für eine schuldige Autofahrerin. Der Autor hält, hintergründig, ein Plädoyer für die zahllosen unschuldigen Opfer des Systems, die wegen der feudalen Psychologie gewisser Ungenannter «überfahren» wurden. Von daher schaltet man zurück zu den vielen Episoden von «enttäuschter Hoffnung» im Roman, die ebenfalls mittelbar oder unmittelbar Ergebnis der Feudalpolitik sind. Nicht nur die Zukunft des Automobils in der UdSSR hängt vom Umdenken der Feudalpolitik ab, sondern — sagt uns Lichodejews Fabel — das ganze Leben der gesamten Sowjetgesellschaft...

Das Gericht urteilte weise: «Ein Jahr Besserungsarbeit bedingt.» Richterin Stawlennikowa hatte sich der Argumentation des Anwalts nicht verschliessen können, zumal er, an dem ein «grosser Politiker» verlorengegangen war, als Rechtsanwalt «weiterhin die staatlichen Interessen verteidigte rein wie ein Staatsanwalt». Strafe musste natürlich sein — «aber so, dass der Fall abgeschlossen war (...) damit die Verurteilte nicht Berufung einlegte. (...) sonst, wenn die höhere Instanz das Urteil aufhebt, bekommt Nina Sergejewna (die Richterin) einen unangenehmen Vermerk ins Dienstregister, und darauf kann sie als junge Justizfunktionärin verzichten...»

Auch indem Lichodejew solchermassen über die Zukunft einer Richterin, die Entwicklung ihrer Karriere, polemisiert, bricht er eine Lanze für das Recht, für die freie Entfaltung der Menschen in meiner Heimat. So ist sein Roman vielleicht sogar der Anfang einer Brücke zwischen der Sowjetliteratur und dem Samisdat. Es wäre sehr nützlich, auch die Leser des Westens mit diesem Werk bekanntzumachen, das wir nur kurz vorstellen konnten. ■

W. Kostin

Elementares Element

Aus «Ogonjok», Moskau

Der Tag, an dem ich mir ein Diktaphon erstand, ist mir in Erinnerung geblieben nicht deswegen, weil das Gerät die Arbeit erleichterte — es wurde einfacher, Gespräche zu führen, sie aufzuzeichnen; man kann auch eine Reportage darauf diktieren... Sondern in Erinnerung geblieben ist mir jener Tag, weil mit ihm das Studium der Adressen der Radiogeschäfte anging. Jetzt fahre ich immer, wenn sich ein freies Stündchen ergibt, irgendwohin. Oder rufe an: «Hätten Sie nicht 316er-Elemente?»

«Was die Leute nicht alles verlangen! Sogar Flachbatterien für Taschenlampen haben wir keine...»

Ich entschuldige mich und hänge auf. Wo nichts ist, ist halt nichts zu machen, wie man sagt.

Inzwischen schweigt aber das Diktaphon ohne Batterien. Und es schweigt nicht nur, sondern «hört» auch nicht...

Und plötzlich gibt es welche! Also möglichst viel kaufen, würde man meinen. Nur nicht in unserem Fall. Hier kannst du dir keinen Vorrat anlegen: die sowieso «lahmen» Batterien unter dem Index «316» schaffen es nicht einmal, eine ganze Kassettenseite, wie man sagt, zu «bedienen». Und lange liegen bleiben können sie schon gar nicht: nach 4 bis 6 Wochen kann man sie ruhig wegwerfen.

Was ist denn geschehen? Weshalb gibt es in den Geschäften keine 316er-Elemente?

«Wenn's nur mit den Dreihundertsechzernern so stünde...» klagt man in der Hauptverwaltung für Handel im Mosgorispolkom (Moskauer Stadt-Exekutivkomitee).

«Bestellen Sie mehr davon!» rate ich.

«Wir bestellen, kriegen aber nicht...»

Man zeigt mir ein Dossier mit dem Schriftwechsel, der auf der Route Industrie—Handel gereist ist. Hier ein paar Zeilen aus diesen Geschäftsbriefen, ohne Kommentar: «Während des letzten Jahres wurde die Nachfrage nach FMZ-32-Batterien sowie 316- und besonders 343-Elementen nicht befriedigt. Es gab Stockungen im Handel mit Batterien der Sorten «Krona», «KBS» und «Mars». Für das Jahr 1972 wird der Plan für die Lieferung von 343er-Elementen stark verkürzt.»

Was denn nun? Im Lande werden Tausende von Transistor-Empfangsgeräten, Tonbandapparaten und Diktaphonen hergestellt, aber ohne Batterien sind sie sinnlos. Sie schweigen. Und das ist nicht jenes Schweigen, das Gold bedeutet.

Dabei geht es bloss um eine kleine Batterie, einen elementaren Gegenstand! Nicht wahr, verehrte Genossen vom Ministerium für elektrotechnische Industrie? ■